

NANCY MEHL

**DIE „  
ANKÜNDIGUNG**

EIN KAELY-QUINN-KRIMI

AUS DEM ENGLISCHEN VON HEIDE MÜLLER

**SCM**  
Hänsler

# SCM

Stiftung Christliche Medien

SCM Hänssler ist ein Imprint der SCM Verlagsgruppe, die zur Stiftung Christliche Medien gehört, einer gemeinnützigen Stiftung, die sich für die Förderung und Verbreitung christlicher Bücher, Zeitschriften, Filme und Musik einsetzt.



© der deutschen Ausgabe 2021

SCM Verlagsgruppe GmbH · Max-Eyth-Straße 41 · 71088 Holzgerlingen

Internet: [www.scm-haenssler.de](http://www.scm-haenssler.de); E-Mail: [info@scm-haenssler.de](mailto:info@scm-haenssler.de)

Copyright 2018 by Nancy Mehl

Originally published in English under the title  
Mind Games

by Bethany House Publishers,  
a division of Baker Publishing Group,  
Grand Rapids, Michigan, 49516, U.S.A.

All rights reserved.

Die Bibelverse sind, wenn nicht anders angegeben, folgender Ausgabe entnommen:  
Neues Leben. Die Bibel, © der deutschen Ausgabe 2002 und 2006 SCM R.Brockhaus  
in der SCM Verlagsgruppe GmbH, Witten/Holzgerlingen

Übersetzung: Heide Müller

Lektorat: Esther Middeler - [www.middeler.com](http://www.middeler.com)

Umschlaggestaltung: Oliver Berlin, [www.oliverberlin.biz](http://www.oliverberlin.biz)

Titelbild: Adobe Stock

Satz: Satz & Medien Wieser, Aachen

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Gedruckt in Deutschland

ISBN 978-3-7751-6053-7

Bestell-Nr. 396.053

## Prolog

Er stand in der Mitte seines Geheimkabinetts und starrte auf die unzähligen Zeitungsausschnitte an den Wänden. Der modrige Geruch von altem Papier wirkte wie eine starke Droge, die seinen Hass schürte. Immer wieder ballte er die Hände zur Faust. Entsetzliche Geschichten standen ihm vor Augen. Bilder von Menschen, bevor sie einem widerwärtigen Mörder zum Opfer fallen sollten, der in Des Moines vor zwanzig Jahren Furcht und Schrecken verbreitet hatte. Lächelnde Frauen auf Führerscheinfotos oder Familienbildern. Da wussten sie noch nicht, dass ihre Tage gezählt waren. Sie ahnten noch nichts von den Gräueln, die ihnen bevorstanden. Nichts deutete darauf hin, dass sie schon bald wieder abgeleuchtet werden würden – diesmal von Polizeifotografen, die ihre Arbeit taten, als sei ein Blutbad Routine. So etwas konnte niemals Routine sein.

Er trat näher und betrachtete ein Foto des Monsters, das schließlich hinter Schloss und Riegel kam. Ed Oliphant. Ehemann, Vater, Kirchgänger. Er hatte manches gemein mit Dennis Rader, dem berühmten Serienmörder, der Wichita in Kansas über viele Jahre in Atem gehalten hatte. Aber im Gegensatz zu Dennis bereute Ed seine Taten bis heute nicht. Natürlich glaubten viele Fachleute Rader seine sogenannte Reue nicht. Sie nahmen es ihm nicht ab, dass ihm seine furchtbaren Verbrechen wirklich leidtaten. Bestimmt bedauerte er nur, dass sie ihn gefasst hatten. Aber anders als Rader hatte Ed die Familien der Opfer niemals um Entschuldigung gebeten.

Er riss Eds Bild von der Wand und starrte in seine Augen – seine abgrundtief bösen Augen. 14 Menschenleben hatte dieser Mann offiziell auf dem Gewissen. Nach Ansicht vieler Fachleute noch mehr. Zwar waren

nicht alle seine Opfer tot. Einige von ihnen lebten noch – schwer gezeichnet von Ed Oliphant. Er spuckte auf Eds Bild, heftete es wieder an die Wand und wischte sich angewidert einen Rest Spucke am Hosenbein ab.

Der Lumpenmann. Serienmörder sollten eigentlich keine Spitznamen bekommen. Das stachelte nur ihr Ego an. Erst nach dem siebten Mord kristallisierte sich durch Aussagen von Freunden und Angehörigen der Opfer langsam heraus, dass alle Opfer vor ihrem Tod Kontakt zu einem Obdachlosen gehabt hatten. Ein junges Mädchen hatte Ed auf eine Frau zugehen sehen, die dann 24 Stunden später tot aufgefunden wurde. Die Zeugin sprach von einem »Lumpenmann«. Daher der Name. Seine anfängliche Tarnung war geschickt gewählt, weil Obdachlose quasi unsichtbar waren. Sie wurden von den meisten Leuten ignoriert, sodass Ed es lange Zeit schaffte, sich vor aller Augen zu verstecken. Was für eine grausame Ironie des Schicksals, dass ausgerechnet Menschen, die ihn beachtetten und ihm freundlich gesinnt waren, zu Opfern wurden.

Kaum hatten die Ermittler begonnen, nach einem Mann in Gestalt eines Obdachlosen zu fahnden, änderte Ed sein Vorgehen und verkleidete sich als Polizist. Er erkannte, dass die verängstigten Bürger von Des Moines inzwischen äußerst misstrauisch gegenüber Fremden waren. Ein Polizist hingegen galt als vertrauenswürdiger Freund und Helfer, der für Sicherheit sorgte. Zu Unrecht, was Ed Oliphant betraf. Sein Plan ging auf und machte es ihm leicht, sein grausames Spiel weiterzutreiben. Den Spitznamen »Lumpenmann« aber wurde er nie los. Er haftete ihm sogar noch in der Gerichtsverhandlung an. Einem Profiler vom FBI gelang es irgendwann, Ed das Handwerk zu legen. Der Mann vermutete richtig, dass Ed sich als Polizist ausgab. Mit diesem entscheidenden Hinweis konnten die Behörden die Fahndung eingrenzen und Ed schließlich festnehmen.

Er trat ein paar Schritte nach rechts, bis er vor einem Familienbild der Oliphants stand. Marcie, Eds Ehefrau. Bescheiden, still, freundlich. Angeblich hatte sie damals keine Ahnung, mit welchem Monster sie verheiratet war. Er glaubte ihr nicht. Auch Jessica, ihre Tochter, wollte nichts gewusst haben. Er fluchte bei dem Gedanken. Leute, die sie als Kind kannten, beschrieben sie als aufgeschlossen und kontaktfreudig – als ein intelligentes Mädchen mit einer gesunden Portion Neugier, das in der Schule glänzte. Wie konnte sie so ahnungslos gewesen sein? Be-

stimmt hatte sie es gewusst. Hatte nur einfach nichts gesagt. Hatte Menschen einfach sterben lassen.

Er starrte ihr Bild an. Ein Engelsgesicht, umrahmt von kastanienbraunen Locken. In ihren großen Augen lag ein argloser Blick. Ein bezauberndes Lächeln. Aber auf späteren Fotos, nachdem die Wahrheit ans Licht gekommen war, wirkte sie verändert. Ein Schatten lag über ihren einst so unschuldigen dunklen Augen. Ihr Lächeln war erloschen. Die Leute meinten, ihre kindliche Unbekümmertheit sei einer entschlossenen Wachsamkeit gewichen. Er wusste es besser. Sie litt unter der Last ihrer Schuld. Denn sie hätte ihren Vater aufhalten können. Menschenleben hätten gerettet werden können.

Nach der Verhandlung zog Marcie mit Jessica und ihrem jüngeren Bruder Jason nach Nebraska und heiratete irgendwann wieder. Er fragte sich, wie sie jemals wieder einem Mann vertrauen konnte. Glaubte sie wirklich, Männer wie Ed seien eine Seltenheit? Er schnaubte. So mancher Mann hatte seine Geheimnisse. So manche Angehörige sahen erst dann hinter die Fassade, wenn die grausame Wahrheit ans Licht kam. So war der Mensch nun einmal: hartherzig, voller Falschheit, Hass und Egoismus. Etwas anderes zu behaupten, wäre naiv.

Zum großen Leidwesen ihrer Mutter ging Jessica nach dem College zum FBI. Dann absolvierte sie in Quantico/Virginia eine Ausbildung zur Verhaltensanalytikerin – genau wie die Männer, die zur Verhaftung ihres Vaters beigetragen hatten. Jetzt lebte Jessica in St. Louis. Wegen ihres schlechten Rufs als Tochter eines Serienmörders hatten sie sie versetzt. Aber das FBI konnte es sich nicht leisten, sie zu entlassen. Sie wurde dort gebraucht. Denn sie hatte eine seltene Begabung, dem Bösen auf die Spur zu kommen. Es ging ihr um Gerechtigkeit – als ob es so etwas überhaupt gäbe! Anscheinend glaubte sie, sie könnte etwas von dem Schaden wiedergutmachen, den ihr Vater angerichtet hatte. Aber Ed Oliphant und seine Tochter würden damit nicht so leicht davonkommen.

Für das Blutbad, das er auf der Welt angerichtet hatte, gab es keine Wiedergutmachung. Und Jessica konnte niemals die böse Saat ausreißen, die tief in ihr Herz gepflanzt worden war. Niemand konnte unbeschadet auf so engem Raum mit dem Bösen leben. Und dies, ohne überhaupt etwas davon zu bemerken. Ed Oliphants Gräueltaten trieben auch in Jessica ihre Blüten. Davon war er fest überzeugt. Er war sich sicher,

dass ihr Wunsch, dunkle Machenschaften aufzudecken, aus ihrem Verlangen herrührte, für ihre Schuld zu büßen. Aber er hatte nicht die Absicht, mit ihr in diesem Punkt gnädig zu sein. Das Böse musste mit der Wurzel beseitigt werden.

Er lachte leise in sich hinein. Jessica war längst nicht so schlau, wie sie glaubte. Er würde sie herausfordern. Ihren selbstgerechten Feldzug durchkreuzen und die Dinge in Ordnung bringen. Die Sünden des Vaters mussten an seinem Kind heimgesucht werden. Und *er* würde das Urteil fällen. Auf Gott war da kein Verlass. Er und Gott gingen schon seit Jahren getrennte Wege. Diese Tür war für immer versperrt.

Er setzte sich an den klapprigen Tisch in der Mitte des Zimmers und öffnete sein Notizbuch. Er hatte seinen Plan klar vor Augen und wusste, wie er ihn in die Tat umsetzen würde. Er hielt den Schlüssel zur Zerstörung von Ed Oliphants Tochter in der Hand – der Frau, die sich heute Kaely Quinn nannte.

Er lächelte in sich hinein. So etwas wie Euphorie stieg in ihm auf. Es war so weit. Das Psychospiel konnte beginnen.

# 1

Als sie dem Serienmörder roten Perlwein einschenkte, fragte sie sich, ob er ihn wohl an Blut erinnerte. Sie schob ihm das Glas hin, aber er beachtete es gar nicht. Kaely lächelte. Das hatte sie sich schon gedacht.

»Du erwürgst deine Opfer, weil du kein Blut sehen kannst«, stellte sie fest. »Du hast dich an ihren Lebensmitteln bedient. Weil du knapp bei Kasse bist, kam es dir gelegen, wenn der Kühlschrank voll war. Aber du hast nur Käse, Obst, Gemüse, Desserts, Joghurt und solche Dinge genommen.« Sie tippte an den Sockel des Weinglases. »Du bist also Vegetarier, aber kein Veganer.«

Sie zog das Weinglas weg und schob ihm ein anderes hin – diesmal mit Weißwein. Im Dunkel streckte er die Hand danach aus.

Kaely blätterte die Seiten der Akte durch, die sie mitgebracht hatte. Dann lehnte sie sich zurück und starrte auf den Stuhl gegenüber. Er war weiß und männlich. Zwischen 25 und 35. Er hatte keinen hohen Posten, war schüchtern und zurückhaltend. Im Umgang mit Menschen vermutlich sehr unbeholfen. Und doch verfolgte er eine Absicht. Nur welche? Seine Opfer konnten verschiedener nicht sein. Ein erfolgreicher schwarzer Rechtsanwalt, eine arme lateinamerikanische Künstlerin, ein weißer Collegestudent. Dass sie zum Opfer wurden, lag also nicht in ihrer Natur. Was immer ihn trieb, sie zu bestrafen, musste mit ihrem Tun zusammenhängen. Er war zornig auf die Menschen, die er tötete, empfand aber keine Lust am Töten an sich. Fühlte sich nicht gut dabei. Wenn er seine Opfer von hinten erwürgte, brauchte er ihnen nicht in die Augen zu sehen. Danach legte er sie auf den Rücken und faltete ihnen die Hände über dem Brustkorb. Das war ein Zeichen von Reue.

»Ich bin verwirrt«, sagte sie. »Es gibt keine Verbindung zwischen deinen Opfern. Unterschiedliches Geschlecht. Unterschiedliche Ethnien. Sie wohnen weit voneinander entfernt. Du scheinst dich nicht auf ein bestimmtes Gebiet zu konzentrieren.«

»Du bist verwirrt?«, flüsterte er. »Das ist ja was ganz Neues.«

»Pst!«, zischte sie. »Ich sage dir, wann du den Mund aufmachen darfst.« Kaely runzelte die Stirn. Die Regeln waren eindeutig. Sie durften nur dann sprechen, wenn sie es ihnen gestattete.

Ein Aufruhr am rechten Nachbartisch weckte ihre Aufmerksamkeit. Ein rundlicher Herr mit gerötetem Gesicht und seine eher hagere Ehefrau blickten finster zu ihr herüber. Sie hatten gerade den Kellner kommen lassen und beschwerten sich lautstark.

»Was ist das eigentlich für ein Laden hier?«, herrschte der Mann ihn an und zeigte dabei mit dem Finger auf Kaely. »Sie lassen hier Verrückte rein? Werfen Sie sofort diese Frau raus!«

Louis Bertrand, der Inhaber des *Restaurant d'André*, eilte herbei. Er blickte entschlossen und gestikuliert wild mit den Händen, als führten sie ein Eigenleben. »Diese Frau ist nicht verrückt, Monsieur. Das ist Kaely Quinn, die berühmte Profilerin vom FBI. Dies ist ihr Tisch, und sie darf kommen und gehen, wann immer sie möchte.«

»Aber das ist untragbar!«, schimpfte der Mann und wurde immer röter. Kaely machte sich langsam ernsthaft Sorgen um seinen Blutdruck.

»Nicht für mich, Monsieur«, stellte Louis ungerührt fest. »Aber Sie sind untragbar. Ich fordere Sie auf, sofort mein Lokal zu verlassen. Ihr Essen geht auf meine Rechnung.«

Der Mann schäumte vor Wut und fing an zu fluchen. Seine Frau, der die ganze Sache offensichtlich höchst peinlich war, packte ihre Handtasche, stand auf und stolzierte aus dem Gasträum. Der Mann aber protestierte weiter. Wütend und fassungslos, die Augen weit aufgerissen, deutete er immer wieder auf Kaely. »Aber sie spricht mit sich selbst. Da ist doch niemand!«

Kaely wäre am liebsten im Boden versunken. Eigentlich hatte sie ihre ganz eigene Methode gar nicht vor anderen Leuten anwenden wollen. Sie war nur so in die Akte versunken gewesen und hatte dabei völlig vergessen, dass sie sich in der Öffentlichkeit befand.

»Es ist mir egal, was sie tut, Monsieur. In meinem Restaurant ist sie

jederzeit willkommen.« Louis packte den Mann am Arm und zog ihn auf die Füße. »Sie hat den Mörder meines Sohnes überführt und Andrés Ruf wiederhergestellt. Sie wird mit Respekt behandelt, *n'est-ce pas?* Wenn Ihnen das nicht passt, dann gehen Sie bitte, *oui?* Und setzen Sie niemals wieder einen Fuß über meine Türschwelle!«

Kaely seufzte leise. Schon oft hatte sie wegen ihrer Methode bei ihren Kollegen Kritik einstecken müssen. Nervös sah sie sich im Raum um. Auch andere Gäste starrten sie an, wenngleich offenbar keiner die Absicht hatte, Louis' Zorn auf sich zu ziehen. Es war ihr äußerst unangenehm, den Inhaber so in Verlegenheit zu bringen. Er wollte sich erkenntlich dafür zeigen, dass sie zur Ergreifung des Mörders seines Sohnes beigetragen hatte. Aber sie wollte auf keinen Fall sein Geschäft schädigen. Sie würde sich besser hier nicht mehr blicken lassen. Um Louis' willen.

Kaely lächelte dem Inhaber kurz zu und konzentrierte sich wieder auf ihre Akte, während Louis den wütenden Mann zum Ausgang führte.

»Er ist nicht der Einzige, der dich für verrückt hält, stimmt's?«, wandte der Serienmörder leise ein.

»Nein, aber das bin ich ja gewöhnt. Und jetzt sei endlich still. Ich kann nicht mehr mit dir reden.«

Sie blätterte gerade noch einmal die Akte durch, als Louis an ihren Tisch trat. »Es tut mir leid, dass der Mann sich so unmöglich benommen hat. Das wird nicht wieder vorkommen, *ma chère amie*. Was möchten Sie denn heute gerne speisen?«, fragte er.

»Ich nehme Nizzasalat mit Lachs, Louis.«

»Eine gute Wahl. *Délicieux*. Und zu trinken einen Eistee?«

Sie nickte.

Früher hatte Louis immer gemeint, ein bisschen Wein könne ihr nicht schaden. Sie hatte eigentlich auch nichts gegen Wein, mied aber aus Angst vor Kontrollverlust Alkohol und Drogen jeder Art. Ihre Mutter war süchtig nach Schmerzmitteln gewesen, als Kaely 17 war. Zum Glück kam sie später davon los, aber den Kampf ihrer Mutter hautnah miterleben zu müssen, hatte in Kaely den Entschluss reifen lassen, Medikamente nur wenn unbedingt nötig zu nehmen. Langsam zog sie das Wasserglas, das sie als Weinglas für ihren unsichtbaren Tischgenossen verwendet hatte, wieder auf ihre Seite.

»Und für ...?« Er deutete mit einem Kopfnicken auf den Stuhl ihr gegenüber.

»Schon gut, Louis. Ich weiß, dass da niemand ist. Es ist nur ... es ist eine Art, Hinweise durchzuarbeiten. Es ... es tut mir leid, dass ich Sie in Schwierigkeiten gebracht habe.«

Der Gastwirt schwieg einen Augenblick, bevor er versicherte: »Sie könnten mir nie Schwierigkeiten machen, *mon amie*. Wir sind Freunde und werden es immer bleiben. Mein Haus steht Ihnen immer offen. Wenn Sie nicht gewesen wären, würden die Leute immer noch glauben, André hätte sich das Leben genommen. Der Beweis, dass er Opfer eines Serienmörders geworden ist, hat meinem Jungen seine Würde wiedergegeben. Das hat seiner Mutter – und auch mir – eine Last abgenommen. Wir werden Ihnen immer dankbar dafür sein.«

»Ich habe einfach nur meine Arbeit getan, Louis. Nicht mehr.«

»Für Sie war es vielleicht nur ein Job, *ma chère*, aber ich kann Ihnen gar nicht sagen, wie viel es mir bedeutet.« Mit einer Verbeugung wandte er sich um und ging zurück in die Küche. Kaely freute sich, dass das *Restaurant d'André* ein solcher Erfolg geworden war. Für Louis war es richtig heilsam. Er hatte sich mit Leib und Seele in seine Arbeit gestürzt und das hatte ihm ein Stück weit geholfen, mit seinem Schmerz fertigzuwerden.

Kaely wandte sich wieder ihrer Akte zu. Sie betrachtete die Berichte und Bilder, die vor ihr ausgebreitet lagen. Die Akte hatten sie per Eilboten aus Nashville kommen lassen, wo vor Kurzem drei Morde passiert waren. Wegen des Bundes-Serienmörderstatuts hätte Nashville auch vom FBI in Quantico Hilfe anfordern können. Aber der dortige Polizeichef hatte sich an Kaelys Vorgesetzten, Special Agent in Charge Solomon Slattery, den Leiter der FBI-Außenstelle in St. Louis, gewandt. Der Polizeichef hatte Solomon gebeten, Kaely als Erste die Akte prüfen zu lassen. Er befürchtete, dass es zu einem weiteren Mord kommen könnte, bevor das FBI genügend Personal bereitgestellt hätte.

Kaely las die Informationen noch einmal. Jedes der Opfer war zu Hause gestorben, erwürgt mit einem Gegenstand, der vom Tatort entfernt worden war. Der Gerichtsmediziner vermutete aufgrund der Würdemale eine Art Lederband, wollte sich aber nicht genauer festlegen. Nichts deutete auf Einbruch hin. Wer immer der Täter war – die Opfer mussten ihn

freiwillig in ihre Häuser oder Wohnungen gelassen haben. Die Opfer kannten einander nicht und hatten auch sonst nichts gemeinsam. Der Täter musste jemand sein, von dem sie nichts Böses befürchteten. Vermutlich verkleidete er sich als Mitarbeiter eines öffentlichen Dienstleisters. Vielleicht jemand vom Stromanbieter, Kabelnetzbetreiber oder Wasserwerk. Aber die Opfer hatten unterschiedliche Anbieter für diese Dienste. Zwei davon waren zwar beim gleichen Stromversorger, aber einer lebte in einem Mietshaus, in dem alle Nebenkosten vom Eigentümer beglichen wurden. Natürlich hätte der Mörder seine Arbeitskleidung wechseln können, aber Kaely glaubte das nicht.

Er war zwar bis zu einem gewissen Grad organisiert, aber auch der Zufall spielte eine Rolle. Bei der Planung seiner Morde bewies er Organisation. Aber er konnte natürlich niemals sicher sein, ob die Leute zu Hause und für ihn erreichbar waren. Einer der Morde passierte, als ein Opfer einen Tag freigenommen hatte, um seine Mutter zum Arzt zu fahren. Das war eine spontane Entscheidung gewesen. Der Mörder konnte es unmöglich gewusst haben.

»Deine Vorgehensweise ist zwar immer gleich, aber was ist deine ganz persönliche Handschrift?«, flüsterte sie ihrem Gegenüber zu, so leise, dass niemand es mitbekommen konnte. »Was treibt dich dazu, Menschen zu töten?«

Sie bekam keine Antwort von ihrem Tischgenossen.

Während sie die Akte Seite für Seite noch einmal durchblätterte, brachte eine Bedienung ihr Essen. Hastig raffte Kaely die Fotos zusammen und klappte ihre Unterlagen zu, damit die junge Frau die verstörenden Bilder nicht sehen konnte. Zu Beginn ihrer Ausbildung in der Abteilung für Verhaltensanalyse hatten Kaely solche Bilder auch schockiert. Nun waren sie einfach wie Teile einer Art Puzzle. Es war nicht so, dass die Opfer ihr egal wären. Ganz im Gegenteil. Aber anders konnte sie ihre Arbeit nicht tun. Sie arbeitete für die Opfer. Ihre Art der Sorge war es, ihnen Gerechtigkeit zu verschaffen. Wenn sie an ihren Schicksalen zerbrach, wäre niemandem geholfen. Mit der Zeit hatte sie gelernt, um sich selbst und ihre Gefühle eine Mauer zu bauen. Zwar bekam diese Mauer manchmal Risse, aber Kaely schaffte es immer, sie irgendwie zu reparieren.

Sie dankte der Bedienung und nahm einen Bissen Lachs. Köstlich,

wie immer. Nachdem die junge Dame gegangen war, nahm ihr Tischgenosse einen Suppenlöffel, begann seine Suppe zu schlürfen und beklebte das Tischtuch.

»Du hast keine Manieren«, stellte sie leise fest. »Du bist einfach gestrickt. Was immer dein Motiv ist, es muss einfach sein. Nichts Kompliziertes.«

Während er seine Suppe hinunterschlang, erkannte sie, dass er wohl ein sehr einfaches Leben führte. Anspruchslos. Eine kleine Wohnung oder ein Zimmer in einer Pension. Er besaß ein älteres Auto, hielt es aber vermutlich sauber. Warf keinen Müll in die Landschaft. Mochte keine Unordnung. Schnell schrieb sie ihre Gedanken auf ihren Notizblock. Sie wollte aufhören. Erst zu Hause mit ihrer »Befragung« fortfahren, aber es ließ ihr keine Ruhe. Sie musste der Sache auf den Grund gehen. Als hätte sie keine andere Wahl, als weiterzumachen, bis sie die Antwort gefunden hatte.

An einem Tisch in ihrer Nähe beglich ein Gast gerade seine Rechnung. Kaely hörte die Frau zu der Bedienung sagen: »Könnte ich vielleicht eine kleine Tüte für die Reste haben? Die bekommt mein Hund.«

»Natürlich, Ma'am«, sagte die Bedienung und räumte ein paar Teller ab. »Ich bringe Ihnen gleich eine.«

Kaely nahm noch eine Gabel von ihrem Lachs. Aber noch bevor sie sie zum Mund geführt hatte, hielt sie in der Bewegung inne. Das war es! Sie legte die Gabel wieder hin und sah erneut die Akte durch. Noch einmal las sie sorgfältig den Bericht des Gerichtsmediziners; dann die Notizen der Spurensicherung. Tatsächlich! Alles da!

Schließlich blätterte sie noch einmal die Vernehmungsprotokolle durch. Freunde, Angehörige, Nachbarn. Nach und nach formte sich vor ihrem inneren Auge ein deutliches Bild. Kaely fixierte ihr Gegenüber.

Dort saß ein Mann. Mittelgroß, etwas untersetzt, Anfang 30. Blond, schiefe Zähne und ein T-Shirt mit einem Schriftzug darauf.

»Du bist es also!«, sagte Kaely lächelnd.

»Nein, ich bin's nicht!«, widersprach der Mann. Zwiebelsuppe tropfte auf sein T-Shirt. Darauf war ein Pandabär abgebildet und darunter ein Schriftzug: *Ich sorge nicht nur für Tiere. Tiere sind mein Leben.*

»Im Ernst?«, seufzte Kaely.

Sie zog ein Handy aus ihrer Handtasche. »Solomon?«, sagte sie, sobald

er abgehoben hatte. »Ich habe was für Sie im Fall Nashville.« Sie hielt einen Moment inne. »Sie bekommen von mir ein Profil, aber ich kann ihnen auch gleich den Namen des Unbekannten von Nashville sagen.«

## 2

Mit einem Kopfschütteln legte Special Agent Solomon Slattery, der Leiter der FBI-Außenstelle St. Louis, den Hörer auf. Er sollte Kaely Quinn mittlerweile kennen, aber sie war immer wieder für eine Überraschung gut. In all den Jahren beim FBI hatte er noch nie mit jemandem wie ihr zusammengearbeitet. Sie hatte nicht nur ein unglaubliches Talent. Sie war für ihre Tätigkeit geboren. Irgendwie war sie in der Lage, den verdorbensten Kreaturen, die diese Erde je hervorgebracht hatte, in die Seele zu blicken. Aber es war nicht nur das. Es war noch viel mehr.

Schnell wählte er eine andere Nummer. »Erwischt! Habe ich mir's doch gedacht, dass du noch im Büro bist«, witzelte Solomon, als er die Stimme seines Freundes aus Nashville hörte.

Ein tiefer Seufzer drang an sein Ohr. »Ich versuche immer noch, diesen Kerl zu finden. Hast du was Neues für mich?«

»Wie wär's mit einem Namen?«

Für einen Augenblick war es still in der Leitung. »Einem Namen?«, erwiderte Phil Thompson, der Polizeichef von Nashville, ungläubig. »Ich verstehe das nicht. Ich hatte ein Profil erwartet.«

Solomon lachte. »Sie meint zu wissen, wer euer Unbekannter ist.«

»Das glaube ich dir nicht.«

»Was du glaubst, ist deine Sache. Ich bin lediglich der Überbringer der Nachricht. Aber ich würde mal lieber nicht gegen sie wetten.«

Phil zögerte einen Moment. »Okay, spuck's schon aus!«

Die Skepsis, die Solomon aus der Stimme seines Freundes heraushörte, ließ ihn schmunzeln. »Der Name eures Täters könnte Charles Morgan sein.«

»Nun mal langsam! Charles Morgan? Der Kerl, den wir nach dem zweiten Mord im Park vernommen haben? Seid ihr wahnsinnig? Der Typ könnte buchstäblich keiner Fliege was zuleide tun. Er ist einer von diesen wohlthätigen Tierfreunden. Und arbeitet sogar für eine Tierschutzorganisation. Niemals!«

»Kaely hat euren Unbekannten als jemanden beschrieben, der sich für unerwünschte und misshandelte Tiere einsetzt. Er ist Vegetarier. Absolut unauffällig. Niemand, den man unter normalen Umständen verdächtigen oder auch nur bemerken würde. Wenn ihr Morgans Familienverhältnisse unter die Lupe nehmt, findet ihr bestimmt heraus, dass er als Kind von einem oder auch beiden Elternteilen misshandelt wurde, aber vermutlich eine Katze oder einen Hund hatte. Sein Tier wurde seine Familie. Mit Menschen kann er nichts anfangen. Hat wohl keine engen, dauerhaften Beziehungen. Aber Tieren fühlt er sich verbunden und versteht die Leute nicht, die keine haben wollen. Er hält sie tatsächlich für Egoisten, die für die Tiere verantwortlich sind, die keiner aufnimmt und die schließlich eingeschläfert werden. Das macht ihn zornig und er will Rache üben.«

»Das ist ja verrückt! Wie um alles in der Welt ...?«

»Erstens haben eure Opfer nichts gemeinsam.«

»Das stimmt allerdings. Wir konnten keine Verbindung feststellen.«

»Keiner davon hat ein Haustier«, stellte Solomon sachlich fest.

»Da bin ich mir allerdings nicht so sicher.«

»Dann prüft das bitte.«

»Machen wir.«

»Ihr müsst auch eine Erklärung für die Tierhaare finden.«

»Welche Tierhaare?«, fragte Phil.

»Tierhaare auf den Kleidern der Opfer. Tierhaare bei ihnen zu Hause.«

»Wir haben nur ganz wenige gefunden. Bestimmt versehentlich dort eingeschleppt. Passiert andauernd. Freunde und Angehörige kommen zu Besuch und bringen ihre Tiere mit.«

»Kann sein, aber erklär mir mal die Hundehaare am Hals bei zwei Opfern.«

Solomon hörte, wie Phil Unterlagen durchblätterte. »Oh ... okay.«

»Sie wurden mit einer Leine erwürgt. Einer Hundeleine.«

»Aber dieser Kerl ... Ich meine ...«

»Morgan ist stark genug, um jemanden von hinten zu erdrosseln, Phil.

Vielleicht findet ihr bei den Opfern zu Hause eine Art Flugblatt. Du weißt schon – irgendeinen Spendenaufruf, zum Beispiel für ein Tierheim. Damit könnte er sich Zutritt verschafft haben. Selbst Leute, die keine eigenen Haustiere haben, können nur schwer Nein sagen, wenn jemand misshandelten Tieren helfen will.«

Diesmal sprach die Stille in der Leitung Bände.

»Ihr habt schon so was gefunden, stimmt's?«

»Stimmt. Bei zwei Opfern in der Wohnung. Wir dachten, die seien in der Gegend verteilt worden.«

»Nein«, entgegnete Solomon. »Er hat sich damit Zugang verschafft. Weil er einen harmlosen Eindruck machte, haben die Leute ihn reingelassen.«

Phil schnaubte. »Jetzt warte mal. Die Opfer waren bereit, für den guten Zweck zu spenden, aber das war nicht genug?«

»Nicht für diesen Kerl. Vermutlich meint er, die wollen sich nur freikaufen.«

»Das ist doch Quatsch!«

»Oha ... war das jetzt eine ernsthafte Bemerkung?«

»Nein. Also gut, wir sehen zu, dass wir ihn finden und noch einmal vernehmen. Ich halte dich auf dem Laufenden.«

»Ich bitte darum. Und ... ach ja, dieser Kerl nimmt keine echten Trophäen mit, aber vielleicht entdeckt ihr ja leere Lebensmittelverpackungen aus den Wohnungen der Opfer. Ihr könntet sogar Spendengelder finden. Möglicherweise hat er sie noch nicht weitergeleitet, aber falls Schecks auftauchen ...«

»Wir schauen. Und ... Solomon ...«

»Ja?«

»Ich danke euch. Es könnte sein, dass deine Agentin einen vierten Mord verhindert hat. Sie ist wirklich erstaunlich. Jemand wie sie ist mir noch nie begegnet.«

»Ich weiß. Und ... übrigens, Phil, Special Agent Quinn ist sich durchaus bewusst, dass ihr es seid, die diese Fälle eigentlich lösen. Ohne Morgans Aussage in der Akte hätte sie diesem Kerl niemals auf die Spur kommen können.«

Vom anderen Ende der Leitung kam ein leises Lachen. »Ich weiß, dass sie Respekt vor uns hat, Solomon. Das ist einer der Gründe, warum wir

sie so schätzen. Ich bin auch überhaupt nicht beleidigt. Nur sehr dankbar.«

»Seht einfach zu, dass ihr die nötigen Beweisstücke findet, um diesen Fall zu lösen, damit wir Kaely aus dem Spiel lassen können. In der Verhaltensanalyse sind ihre Alleingänge nicht so gern gesehen. Mach's gut, Phil.«

»Du auch.«

Solomon legte auf und sah auf die Uhr. 20:30 Uhr. Eigentlich sollte er schon längst zu Hause sein, aber er war noch nicht fertig. Joyce, seine Frau, war in den letzten Monaten immer stiller geworden. Er wusste, wie sehr sie ihren Sohn Austin vermisste, der vor ein paar Monaten als letztes Kind das Haus verlassen hatte, um aufs College zu gehen. Ihre Tochter Teresa war nun im dritten Studienjahr und Hannah, ihre andere Tochter, schon verheiratet und lebte in Seattle. Das elterliche Nest war leer und Joyce fühlte sich verlassen und nutzlos. Er hatte gehofft, dass sie sich andere Beschäftigungen suchen und neue Interessen entwickeln würde. Aber bisher war das nicht geschehen. Sie schien so auf ihn fixiert und verlangte nach mehr Aufmerksamkeit, als er ihr geben konnte. Wenn er abends von der Arbeit kam, fühlte er sich körperlich und emotional ausgelaugt. Joyce wollte gern mit ihm auf eine zweiwöchige Kreuzfahrt in die Karibik gehen und lag ihm schon lange damit in den Ohren. Vielleicht würde es sich irgendwann machen lassen. Sein Stellvertreter konnte für eine Weile die Leitung übernehmen. Ron war zwar noch nicht lange da, aber er war eine hervorragende Vertretung. Und warum wehrte Solomon sich eigentlich innerlich gegen den Wunsch seiner Frau? Warum zog es ihn nicht nach Hause? Er griff zum Telefon und rief Joyce an, um ihr zu sagen, dass er nun endlich auf dem Weg sei. Sie klang bedrückt. Und er fühlte sich schuldig.



Kaely bremste vor dem Pfortnerhäuschen an der Einfahrt zu ihrem geschlossenen Wohnkomplex. Ernie Watts, der Wachmann, lächelte ihr zu und winkte sie durch. Als Polizist im Ruhestand sicherte er nun die Anlage, in der Kaely eine Eigentumswohnung hatte. Eigentlich hätte sie lieber auf dem Land gelebt, fernab der vielen Menschen. Aber Drohun-

gen in der Vergangenheit machten einen gewissen Schutz unumgänglich.

Sie steuerte ihren Wagen auf ihren überdachten Parkplatz und stieg aus. Der Novemberwind blies ihr scharf ins Gesicht, als sie zu ihrer Eingangstür lief. Ihre Maisonettewohnung kam ihrem derzeitigen Lebensstil sehr entgegen. Sie war pflegeleicht und sicher, aber nicht mehr als ein Platz zum Schlafen und Arbeiten. Alex hatte oft gewitzelt, ihr Zuhause sei ungefähr so einladend wie ein Motelzimmer: schnörkellos, jedes Ding an seinem Ort, nichts, was nicht irgendwie funktional wäre. Aber genau so wollte Kaely es haben.

Sie schloss auf, trat ein und zog schnell die Tür hinter sich zu. Ihr erster Weg führte sie in die Küche, wo das Licht brannte. Ihre Freundin Georgie stand hinter der Küchentheke und lächelte sie an.

»Hallo«, begrüßte sie Kaely, als sie hereinkam. »Hast du Mr Hoover vergessen?«

Kaely seufzte. »Danke, dass du mich daran erinnerst. Eigentlich wollte ich gar nicht so spät kommen. Was wäre ich ohne dich?«

Ein Schmunzeln ging über Georgies freundliches, von braunen, welligen Haaren umrahmtes Gesicht. »Ich weiß nicht. Hoffentlich ist es okay für dich, dass ich mich reingelassen habe.«

»Klar. Du kommst immer genau zur richtigen Zeit.« Mr Hoover, Kaelys Kater, sprang auf die Anrichte und setzte sich. Ein schönes Kerlchen. Genau so hatte sie sich immer ihr erstes Haustier vorgestellt. Graue Streifen, eine weiße Nase und vier weiße Pfoten. Sie lächelte, als er anfang, laut zu schnurren.

»Bist du froh, dass du auf meinen Rat gehört und Mr Hoover in dein Leben gelassen hast?«, fragte Georgie.

»Ja. Du hattest recht. Er ist genial. Als Kinder durften wir keine Haustiere haben.«

»Ich weiß. Tut mir leid.« Ihre braunen Augen waren voller Mitgefühl.

»Danke, aber das ist schon okay. Vor allem jetzt, wo ich ihn habe.«

Der stattliche Kater schnurrte noch lauter, als habe er Kaelys Worte verstanden. Kaely hatte ihn richtig lieb gewonnen und sogar nach dem berüchtigten Direktor des FBI benannt. Bei ihren unregelmäßigen Arbeitszeiten und ihrer Eigenart, sich in Fälle zu verbeißen, war sie nicht so sicher gewesen, ob sie eine gute Haustierbesitzerin sein würde. Gut,

dass Georgie immer in der Nähe war und sie daran erinnerte, was Mr Hoover brauchte. So war Kaely zuversichtlich, diesen Probelauf zu bestehen.

Kaely war sehr dankbar für Georgie. Eine Freundin, genau wie sie sie brauchte. Eine, mit der sie über alles reden konnte, die ihr aber andererseits nie zu nahetrat. Sie erinnerte Kaely an ihre beste Schulfreundin. Eine der vielen, die sie verloren hatte, nachdem ihr Vater festgenommen worden war.

»Was hattest du denn zum Abendessen?«, fragte Georgie.

Kaely goss sich ein Glas Eistee ein. »Den Nizzasalat mit Lachs. Er war ausgezeichnet, aber heute ist was schiefgelaufen.«

Georgie setzte sich auf einen der Stühle an Kaelys Küchentresen. »Wie meinst du das?«

»Ich war so in eine Akte vertieft, dass ich vergessen habe, wo ich war und ich ... ich ...«

»Du hast angefangen, mit jemandem zu reden, der gar nicht da war?«

Kaely nickte. »Ich kann das gar nicht glauben. Die Leute am Nachbartisch haben sich beschwert und Louis hat sie rausgeworfen. Das war mir vielleicht peinlich!« Kaely ließ sich auf den Stuhl neben Georgie fallen. Sie spürte die ersten Anzeichen von Spannungskopfschmerz und rieb sich die Schläfen. »Wie konnte ich bloß ...? Vor allem nach dem, was in Quantico passiert ist ...«

»Ach komm, meine Liebe, das war doch bloß ein Fehler. Sei nicht zu hart mit dir. Du verrennst dich so in deine Fälle, dass du manchmal vergisst, wo du bist.«

»Normalerweise nicht, aber Solomon hatte einen ganz dringenden Auftrag für mich. Und Louis besteht darauf, dass ich mich mindestens einmal im Monat zum Essen blicken lasse. Da dachte ich, ich könnte zwei Fliegen mit einer Klappe schlagen. Offensichtlich war das keine gute Idee. Aber keine Angst: Ich nehme in Zukunft keine Akten mehr mit in die Öffentlichkeit.«

Georgie nickte. »Gut. Nimm sie lieber mit nach Hause. Hier hast du den idealen Ort, wo du sie in aller Ruhe studieren kannst.«

Georgie spielte auf Kaelys Arbeitszimmer im oberen Stock an. Dort waren an einer Wand ein großes Whiteboard und eine riesige Pinnwand aufgehängt, die sie benutzte, um Beweisstücke zu sortieren. Manchmal

half ihr das, Verbindungen und Muster zu erkennen, aus denen ein stichhaltiges Profil entstehen konnte. Sie nannte diesen Raum ihre Einsatzzentrale. Hier setzte sie sich mit Leib und Seele im Kampf gegen das Böse ein. In einer Ecke hatte sie auch einen kleinen Tisch mit zwei Stühlen aufgestellt. Gewöhnlich führte Kaely hier ihre »Vernehmungen« durch. Dieser Raum war der einzige in ihrer Wohnung, der ihr wirklich etwas bedeutete. Wenn sie nicht schlief, verbrachte sie die meiste Zeit hier in ihrer Einsatzzentrale, arbeitete an Fällen, dachte nach, war einfach sie selbst.

»Irgendwann muss ich mal anfangen, mich wie andere Ermittler zu benehmen. Niemand sonst kommt auf so *seltame* Ideen.«

»Na ja, du bist eben nicht wie jeder andere. Und deine Methode leuchtet absolut ein, wenn man bedenkt, wie du erzogen wurdest.«

»Dir vielleicht, aber anderen nicht. Zumindest nicht in Quantico.«

»Ach, vergiss doch Quantico! Du bist jetzt in St. Louis und dein Chef, dieser Special Agent Slattery, hält dich für genial. Gib einfach dein Bestes hier. Dann ist alles gut.«

Kaely lächelte. »Ich weiß wirklich nicht, was ich ohne dich tun sollte, Georgie. Du schaffst es immer, mich wieder aufzubauen. Das weißt du doch, oder?«

Georgie nickte. »Ja, dafür bin ich schließlich da.« Die Stirn in Falten gelegt, blickte sie Kaely einen Augenblick lang besorgt an. »Wie geht es dir denn wirklich? Ich meine, jetzt, wo Alex weg ist?«

Kaely nahm noch einen Schluck Eistee und zuckte mit den Schultern. »Ich habe kein Problem damit. Es war seine Entscheidung.«

Georgie lächelte. »Okay, also noch einmal von vorne. Und diesmal sagst du mir die Wahrheit.«

Kaely blickte ihrer Freundin in die Augen. »Ich vermisse ihn«, gestand sie leise. »Aber ich musste ihn gehen lassen. Er wollte ... mehr. Das konnte ich ihm nicht geben. Verstehst du das?«

»Schon. Aber weißt du, irgendwann musst du jemanden in dein Leben lassen. Das ist gesund. Ich sehe, dass du versuchst, dich selbst zu schützen. Deine Arbeit hat oberste Priorität für dich. Aber Menschen brauchen Liebe, Kaely. Du bist jetzt vierunddreißig. Willst du einmal heiraten? Kinder haben?«

»Ich weiß nicht. Eigentlich vermisse ich gar nichts.« Sie lächelte Georgie an. »Ich habe doch dich und Richard. Das reicht mir.«

»Das reicht *nicht*, Kaely, und das weißt du ganz genau.«

Kaely trank ihren Tee aus und stand auf. »Nein. Richard ist extra aus Des Moines hergezogen, damit ich nicht so alleine bin. Er ist für mich der Vater, den ich niemals hatte. Ich kann gar nicht sagen, wie viel mir das bedeutet.«

»Na ja, der gruselige Reporter ist dir auch aus Des Moines hierher gefolgt. Das hat dir ganz bestimmt nicht geholfen.«

»Aber Richard ist nicht Acosta. Das sollte dir doch klar sein.«

Dr. Richard Barton war ein langjähriger Freund der Familie. Er und seine Frau Bella hatten Kaelys Eltern sehr nahegestanden. Sie waren damals am Boden zerstört gewesen, als Kaelys Vater sich als der »Lumpenmann« entpuppte. Vor allem, weil Richard Familientherapeut war. Er machte sich solche Vorwürfe, dass er Kaelys Vater nicht durchschaut hatte. Nach Bellas Tod folgte Richard Kaely nach Virginia, um sie zu unterstützen. Als sie dann nach St. Louis versetzt wurde, zog auch er noch einmal um. Er und Georgie waren die einzigen Menschen, denen Kaely vollkommen vertraute. Wann immer sie Mitgefühl, ein offenes Ohr oder ein ermutigendes Wort nötig hatte, war Richard für sie da. Sie wusste tatsächlich nicht, was sie ohne ihn tun sollte. Und Georgie konnte sie Dinge anvertrauen, die sie nicht einmal Richard sagen würde.

»Ich mag Richard auch, aber er ist schon fast 60. Und auch nicht so richtig dein Typ.« Georgie lachte. »Du warst tatsächlich noch nie verliebt. Reizt es dich gar nicht, zu wissen, wie das ist?«

»Nicht jede Frau braucht einen Mann, um sich als vollwertig zu empfinden, Georgie.« Kaely deutete zur Tür. »So sehr ich dich mag, aber bitte geh jetzt. Ich brauche ein bisschen Schlaf.«

Sonst verabschiedete Georgie sich immer sofort, wenn Kaely bereit war, allein zu sein – aber heute rührte sie sich aus irgendeinem Grund nicht vom Fleck.

»Was ist denn los?«, fragte Kaely.

»Weißt du noch, als wir mal über ... ein Gefühl geredet haben? Dieses Gefühl, dass was nicht stimmt? Als ob bald irgendetwas Schlimmes geschehen würde?«

Kaely schmunzelte. »Du meinst, so eine dunkle Vorahnung wie im *Star-Wars*-Film, den wir neulich gesehen haben?«

Georgie stand auf und sah Kaely in die Augen - todernst. »Irgendetwas braut sich zusammen, Kaely. Ich weiß zwar nicht, was, aber ich spüre es. Du nicht?«

Kaely schwieg, als Georgie ging, aber sie musste zugeben, dass auch sie dieses Bauchgefühl schon seit Tagen mit sich herumschleppte. Ein eiskalter Schauer lief ihr über den Rücken. Sie löschte die Lichter. Während sie im Dunkeln dastand, versuchte sie, die vage Befürchtung drohender Gefahr abzuschütteln. Irgendetwas lauerte im Verborgenen und nahm sie ins Visier.